

Sybille Becker

Unerhört weiblich leiblich?

Phänomenologische Perspektiven auf Enttrivialisierung leiblicher Wahrnehmung als Methode feministischer Religionspädagogik

Ina Praetorius gibt in ihrem Aufsatz zur Enttrivialisierung als Methode der Frauenforschung interessante Ansatzpunkte und Anregungen, denen ich in phänomenologischer und religionspädagogischer Hinsicht nachgehen will (vgl. Praetorius, 1995a). Mein Zugang zur Methode der Enttrivialisierung ist die sinnliche Wahrnehmung und die Selbstverständlichkeit unserer körperlichen Existenz. Wir nehmen unaufhörlich mit unseren Sinnen wahr, ohne uns das bewußt zu machen. Unwillkürlich atmen wir, nehmen Geräusche wahr, sehen Dinge um uns herum, spüren den Stuhl, auf dem wir sitzen, riechen den Kaffee in der Tasse. Die Beschreibung des Phänomens ist plausibel, aber wahrlich nichts weltbewegendes. Sie ist banal und trivial.

Dieser Trivialität im Sinne der selbstverständlichen Vertrautheit unserer alltäglichen Wahrnehmungen, die unbemerkt, ungesehen und unerhört bleiben, will ich hier aus religionspädagogischer Perspektive nachgehen. Greift die Methode der Enttrivialisierung auch für diese Trivialität? Wie ist das Enttrivialisieren zu verstehen und methodisch nachzuvollziehen? Welche Perspektiven eröffnen sich in bezug auf die selbstverständliche sinnliche Wahrnehmung für eine feministisch orientierte Religionspädagogik?

Um Antworten auf diese Fragen geben zu können, versuche ich, den Ansatz der Enttrivialisierung mit phänomenologischer Theoriebildung zu verbinden. Die phänomenologische Herangehensweise eröffnet ein vertieftes Verständnis von Wahrnehmung, Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit. Wie Frauen und Männer wahrnehmen und welche geschlechtsspezifischen Mechanismen ihre leibliche Wahrnehmung trivialisieren, kann so weiter geklärt werden.¹ Auf der Grundlage dieses differenzierten Verständnisses können die Impulse der Enttrivialisierung und ihr Augenmerk auf die gesellschaftlichen Wertungen in Überlegungen der phänomenologisch orientierten Religionspädagogik eingebracht werden. Zunächst werde ich versuchen, die Ausgangspunkte und methodischen Schritte der Enttrivialisierung auf den Bereich leiblicher Wahrnehmung anzuwenden.

Zwischen Durcheinander und Routine

Leibliche Wahrnehmung von Frauenalltag als Ausgangspunkt von Enttrivialisierung
Ina Praetorius fordert uns mit ihrer Methode der Enttrivialisierung auf, das Triviale zu enttrivialisieren. Was ist das Triviale? Ihr „Versuch über Ent-trivialisierung als Methode“ zielt auf Forschung und Wissenschaft. Unter ‘Trivial’ versteht sie das bislang bei der Produktion von großen Theorien Ausgesparte, das, was keinen Platz gefunden hat, weil es selbstverständlich ist und damit unbemerkt und ohne größere Wertschät-

¹ Ich orientiere mich an der Begrifflichkeit des Philosophen Hermann Schmitz, der die im deutschen mögliche Unterscheidung von ‘Körper’ und ‘Leib’ mit den Bedeutungen von ‘Körper’ als Erscheinungsbild und ‘Leib’ bzw. ‘Leiblichkeit’ als das eigenleibliche Spüren belegt (Vgl. Schmitz, 1965).

zung bleibt. Es ist die Haus- und Erziehungsarbeit von Frauen, die weitgehend unbezahlt ist und die unbemerkt und reibungslos mitläuft.² Diese trivialen Selbstverständlichkeiten werden (mehrheitlich) von Frauen erledigt, damit Männer und wenige Frauen am Schreibtisch oder im Labor ungestört arbeiten können, um neue wissenschaftliche Theorien zu entwickeln, so Praetorius' Ausgangsthese.

Wie steht es nun mit den Sinnen, mit den Körpern bei dieser Art von Wissenschaftsproduktion? Konkret gesprochen: Wer einmal acht Stunden am Schreibtisch gesessen und wissenschaftliche Theorien gelesen oder produziert hat, weiß, wie eingeschränkt unsere leibliche Wahrnehmung bei dieser Art von Arbeit ist. Aber wir brauchen dabei auch keine unangenehme körperliche Arbeit zu verrichten. Das Büro ist sauber und warm, wir fassen weißes Papier oder die glatten Tasten des Computers an, die so angenehm geschäftig klappern. Der bunte strahlungsarme Bildschirm mit seinen schönen Icons ist an sich kein häßlicher Anblick. Anders ist es da mit schmutzigen Windeln, aufgeschürften Knien oder dem Dreckwasser im Putzeimer. Auch wenn ich an die eher positiven sinnlichen Wahrnehmungen bei Haus- und Erziehungsarbeit denke wie der Duft eines guten Essens oder den an mich gekuschelten Kinderkörper, scheint doch noch eine große Lücke zwischen der klassischen wissenschaftlichen Arbeitsweise und der sinnlichen Wahrnehmung trivialer (Haus-)Arbeit zu liegen.³

Wie soll sich Enttrivialisierung nun vollziehen? Ina Praetorius schlägt vor, das Triviale zu benennen, und zwar nicht irgendwie, sondern „andere Worte“ (Praetorius, 1995a, 61) zu finden, die nicht trivialisieren und abwerten.⁴

Diese 'anderen' Worte seien aufzuspüren im Mischen der beiden beschriebenen, scheinbar so getrennten Sphären. Das Stören der Schreibtischarbeit durch Anforderungen aus der Haus- und Erziehungsarbeit solle zum Ausgangspunkt von Erkenntnis werden. Praetorius schreibt:

„Die Methode der Ent-Trivialisierung setzt an im Bereich der 'Störungen', dort, wo Kindergeschrei, Türglocken, Hunger, Dreck, aufdringliche Mitmenschen, Unordnung, Freude und Leid ungehinderten Zutritt haben zu den Sinnen der Forscherin, im Bereich der fragmentierten Zeit. Wenn ich koche, liegen Heft und Kugelschreiber griffbereit. Wenn das Kind mit sich selbst beschäftigt ist, notiere ich ein paar Sätze.“ (Praetorius, 1995a, 60)

² Für die Hausarbeit trifft die Trivialisierung in noch stärkerem Maße zu als für die Erziehungsarbeit, weil Kindererziehung sich nicht so einfach rationalisieren bzw. maschinalisieren läßt. Den berechtigten Einwand, daß auch Männer Haus-Arbeit und Erziehungsarbeit erledigen, und das gewichtigere Argument, daß die Reproduktionsarbeit mehr und mehr auch (schlecht) bezahlt wird, ist nicht von der Hand zu weisen. Allerdings belegen Studien, daß die Zuständigkeit und die Verantwortung für Haus- und Erziehungsarbeit auch in Familien, in denen beide berufstätig sind, weitgehend in den Händen von Frauen liegen, (vgl. z.B. Beck/Beck-Gernsheim, 1990, 31ff).

³ Ich verbleibe hier zunächst bewußt auf der ganz konkreten Ebene und werde nur am Rande auf die symbolischen Repräsentationen und Traditionen eingehen, die in dieser Verteilung von Sinnlichkeit liegen: nämlich – vereinfacht gesprochen – in der Abwertung von körperlicher Arbeit gegenüber geistiger Arbeit und die geschlechtsspezifische Codierung dieser Wertung im männlich konnotierten Geist und der weiblich konnotierten Körperlichkeit.

⁴ Von der Methodik her wird hier deutlich, daß sich Prätorius mit ihrer Enttrivialisierung auf Sprache bezieht. Auf diesem Hintergrund wird auch die Wahl des Begriffs 'trivial' noch verständlicher, der im wissenschaftlichen Kontext vor allem im Bereich der Literaturwissenschaft verwendet wird.

Auf die sinnliche Wahrnehmung bezogen heißt das: Gerade der Wechsel von verschiedenen, angenehmen und unangenehmen Wahrnehmungen von Menschen oder von Dingen scheint Ziel dieser Methode. Nicht die lange bewußte Konzentration der Wahrnehmung auf eine Sache, sondern gerade das Stören durch unerwartete, ungewohnte sinnliche Wahrnehmungen im Alltäglichen soll die Produktivität anregen und als Maßstab für die Arbeit dienen.

Zwei Momente scheinen mir bei der Anwendung der Methode der Enttrivialisierung auf sinnliche Wahrnehmung besonders interessant und weiterführend: Einmal die Aufwertung durch das Ausdruck-geben von bisher Unbenanntem und zwar in einer anderen, aufwertenden Form. Und zum anderen die Wertschätzung und Offenheit in diesem Konzept für Störungen und unerwartete vielfältige sinnliche Wahrnehmungen.

Um Praetorius' Anliegen der Enttrivialisierung auf die leibliche Wahrnehmung noch zu präzisieren, greife ich auf einen anderen Aufsatz von ihr zurück, der die Körperlichkeit von Frauen zum Thema hat. Sie gibt darin Beispiele, wo sie einen solchen gelungenen Ausdruck von alltäglicher sinnlicher Wahrnehmung von Frauen literarisch umgesetzt sieht (Praetorius, 1995b). Ich möchte einen dieser Text zum Ausgangspunkt nehmen, um Enttrivialisierung leiblicher Wahrnehmung von Frauen auch in bezug auf ihre religiöse Dimension zu veranschaulichen. Es ist die Beschreibung des Ortes 'Küche' von Banana Yoshimoto in ihrer Erzählung 'Kitchen':

„Der liebste Platz auf dieser Welt ist mir die Küche.

Ganz gleich, was sonst geschieht – in einer Küche, an einem Ort, an dem man kochen kann, da geht's mir gut. Wenn die Küche noch praktisch ist und alles darin seinen festen Platz hat, wenn überall saubere Tücher hängen und die weißen Fliesen funkeln und blitzen, dann ist's perfekt.

Doch auch für wahnsinnig schmutzige Küchen kann ich mich begeistern.

Für Küchen etwa, deren Boden mit Gemüseresten übersät ist und so schmutzig, daß die Sohlen meiner Schlappen schwarz werden, und deren Boden eine Riesensfläche hat, so was finde ich toll. Vielleicht ragt darin ein riesiger Kühlschrank auf, vollgestopft mit Lebensmitteln, so viele, daß man leicht über den ganzen Winter kommt. Vor dem stehe ich, gelehnt an seine metallene Tür. Wenn ich den Blick vom fettbespritzten Gasherd und den angerosteten Messern hebe, leuchten draußen vor dem Fenster einsam die Sterne.

Übriggeblieben bin dann ich und die Küche. Ein tröstlicher Gedanke, wenn ich mir vorstelle, nur ich allein wäre noch da.

Manchmal, wenn ich total am Ende bin, denke ich mir: Wenn ich einmal sterben muß, dann will ich meinen letzten Atemzug in einer Küche tun. Ganz gleich, ob ich allein bin und es kalt ist, ob jemand bei mir sitzt und es warm ist: Furchtlos will ich da den Dingen entgegensehen. Wenn es nur in einer Küche wäre, denke ich – wie schön!" (Yoshimoto, 1994, 9f).

Diese Beschreibung ist ungewöhnlich und schön, weil sie literarisch die Trivialität der Küche mit den existentiellen Fragen nach dem Sinn von Leben und Tod verknüpft. Banana Yoshimoto gestaltet die Szene in einer Sprache, in der die Leserin oder der Leser die sinnliche Wahrnehmung der Erzählerin nachvollziehen kann: der Duft der frischgewaschenen Geschirrhandtücher, das Funkeln der Sterne am Abendhimmel, der faulige Geruch von alten Gemüseabfällen, das kalte Metall des Schrankes an der Schulter.

Mit dieser Beschreibung wird nicht nur der Ort Küche enttrivialisiert, sondern auch die sinnliche Wahrnehmung der Dinge und der Atmosphäre dieses Raumes. Ganz konkret und ganz vielfältig wird hier leibliche Wahrnehmung geschildert: Riechen, Sehen, Füh-

len und Gleichgewichtssinn werden zum konstitutiven Merkmal der Beschreibung. Den ganz alltäglichen, leiblichen Wahrnehmungen wird ein literarischer Ausdruck verliehen. Mit dieser Schilderung des Küchenraums durchbricht die Autorin nicht nur die gängigen Klischees der Werbung, wo die Küche nur als Objekt des Saubermachens oder als Ort der Zubereitung von appetitlichen Speisen fungiert. Die Verbindung mit dem trivialen Küchenraum wird durch die leibliche Wahrnehmung in ein ganz anderes Verhältnis zur 'Küchenfrau' gesetzt, die in der Verbindung von Küche mit den existentiellen Fragen nach Leben und Sterben gipfelt. Die andere Wahrnehmungsart läßt die Küche zu etwas anderem werden. Das leibliche Wahrnehmen eröffnet Dimensionen, die vorher unbemerkt blieben.

Auch wenn Praetorius bei diesem Beispiel nicht von Entrivialisierung spricht, scheint mir hier doch ein geradezu 'klassisches' Beispiel vorzuliegen, wie die alltäglichen sinnlichen Wahrnehmungen von Frauen entrivalisiert werden können. Wo liegt jetzt das entscheidende Moment dieser veränderten Sicht von körperlichen sinnlichen Wahrnehmungen im Frauenraum Küche? Es liegt m.E. in der Wahrnehmung der eigenen Leiblichkeit, die hier zum Ausdruck kommt. In dieser Beschreibung wissen wir nicht, wie diese Frau aussieht, ob sie hübsch ist oder eine gute Figur hat, wie sie gekleidet ist oder ihr Haar trägt. Die Frau schreibt nichts über den Blick der anderen auf sie und die Wahrnehmung ihres Körpers durch andere, sondern sie beschreibt die eigenen Wahrnehmungen ihres Leibes. Sie ist das Zentrum der Wahrnehmung.

„Wir müssen die Welt und die lebendigen Körper in ihr so benennen, daß eine Frau sich selbst als Mitte der Welt erkennen kann.“ (Praetorius, 1995b, 225, Herv. i. Orig.)

Was heißt „sich als Mitte der Welt“ wahrnehmen? Wir sind doch immer das Zentrum, in das unsere Sinneseindrücke hinfließen und von dem aus die Sinne ihre Richtung erhalten.

Praetorius richtet sich mit ihrer Forderung gegen eine dominante Wahrnehmungskultur (Praetorius, 1995b, 223f). Diese impliziert auch, daß sich vor allem Frauen aber auch Männer mit dem Blick von außen erfassen. Wir nehmen zwar ständig selbst wahr, und unser Leib ist Zentrum dieser Wahrnehmung, aber als materieller Körper sind wir auch immer Objekt von Wahrnehmung, sei es von anderen oder durch uns selbst. Damit ist die Problematik einer doppelseitigen Wahrnehmung von Leiblichkeit angesprochen. Eine Bedeutungsebene dieser Doppelseitigkeit wird mit der prägnanten Formel 'vom Körper, den ich habe' und 'dem Leib, der ich bin' beschrieben (vgl. Marcel, 1954). Hier sind wir einem Phänomen auf der Spur, das der phänomenologische Philosoph Maurice Merleau-Ponty als 'Ambiguität', als Zweideutigkeit des Leibes faßt (vgl. Merleau-Ponty, 1966, 234). In der phänomenologischen Philosophie werden Körper- und Leiblichkeit intensiv reflektiert. Dort sind die Phänomene von eigenleiblicher Wahrnehmung und Wahrnehmung des eigenen Körpers durch andere beschrieben und ins Verhältnis gesetzt worden. Ich werde deshalb im folgenden das philosophische Verständnis von Leiblichkeit von Merleau-Ponty skizzieren und es mit neueren feministischen Diskussionen über leibliche Geschlechtlichkeit in Beziehung setzen.

‘Ich erlebe meine Geschlechtlichkeit und gleichzeitig bin ich ein Geschlecht für andere’

Phänomenologische Überlegungen zu leiblicher Geschlechtlichkeit

Wenn jetzt die phänomenologische Sicht auf leibliche Geschlechtlichkeit entfaltet werden soll, dann werde ich zunächst das philosophische Verständnis von Leib vorstellen. Anschließend werde ich mit Erkenntnissen aus feministischen Forschungen präzisieren, was es heißt, daß wir jeden menschlichen Leib selbstverständlich entweder als weiblich oder männlich wahrnehmen.

Um das Phänomen der leiblichen Wahrnehmung besser zu verstehen, führen die Überlegungen des französischen Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty weiter.⁵ Dieser hat sich – beeinflusst von der Phänomenologie Husserls, des französischen Existentialismus und Teilen der Psychoanalyse – zwischen 1930 und 1960 intensiv mit der Frage nach einem angemessenen Verständnis von Leiblichkeit beschäftigt. 1945 erschien seine Schrift *Phänomenologie der Wahrnehmung*, in der er ein differenziertes Verständnis des Phänomens ‘Leib’ entwickelt. Zentral für seine Beschreibung von Leiblichkeit wird der Ausdruck des „Zur-Welt-seins“ (Merleau-Ponty, 1966, 501) als Struktur des Leibes. In dieser Formulierung sind die beiden Seiten von Leiblichkeit festgehalten. Da ist zum einen das Zur Welt. Merleau-Ponty beschreibt damit das Phänomen, daß wir unaufhörlich aufgefordert sind, uns zu bewegen und unsere Sinne nach außen zu richten auf die Welt um uns. Auch wenn wir schlafen, sind wir durch unser Atmen in Bewegung. Auch wenn wir uns Augen, Ohren und Mund zuhalten wie die berühmten drei Affen, nehmen wir etwas von unserer Umgebung auf: die Wärme, den Geruch, den Boden, auf dem wir stehen. Das ist die eine grundlegende Dimension von Leiblichkeit. Merleau-Ponty nennt sie den phänomenalen Leib. Dieser ist durch seine lebendige Bewegung und seine Ausrichtung auf die Welt gekennzeichnet, durch seine Intentionalität.

Die andere Dimension hängt an dem Welt-sein. Unser Körper ist gegenständlicher Teil dieser Welt, er ist sichtbar und fühlbar für uns und andere, ist immer zeitlich und räumlich bestimmbar. Er ist erforschbar, operierbar, abbildbar. Er ist Teil der Welt. Merleau-Ponty nennt dieses Phänomen objektiven Körper.

In der selbstverständlichen alltäglichen Wahrnehmung fallen objektiver Körper und phänomenaler Leib zusammen. Beide greifen in der alltäglichen Wahrnehmung ineinander, wobei uns der phänomenale Leib selbstverständliche Grundlage ist und eher die Wahrnehmung des Körpers ins Bewußtsein tritt. Z. B. beim allmorgendlichen Blick in

⁵ Ich wende mich hier gegen die Ansicht von Praetorius und Elisabeth Moltmann Wendel, die in ihrem Artikel ‘Körper der Frau/Leiblichkeit’ im Wörterbuch der Feministischen Theologie auch die Überlegungen Merleau-Pontys zu Leiblichkeit als gänzlich dualistisch und patriarchal einschätzen und für feministische Forschung verwerfen (vgl. *Moltmann-Wendel/ Praetorius*, 1991, 223). M.E. versucht Merleau-Ponty dezidiert vom Phänomen Leiblichkeit her seine Philosophie zu entwickeln. Daß dabei auch dualistische oder noch ausdifferenziertere Strukturen zum Vorschein kommen, liegt an der lebensweltlichen Verankerung der betrachteten lebendigen Leiblichkeit und derjenigen des bzw. der BetrachterIn. Beide sind lebensgeschichtlich in einem modernen bzw. postmodernen westlichen Kontext beheimatet, der maßgeblich von dualen Strukturen und Ausdifferenzierungsprozessen geprägt ist. Ein gänzlich Entfliehen aus diesen Strukturen ist gerade wegen unserer Leibhaftigkeit nicht möglich. Vielmehr ist aus feministischer Perspektive zu klären, welche Machtmechanismen mit der sich immer in Bewegung befindlichen Differenzierung verbunden sind und wie sich dazu verhalten werden kann. Vgl. dazu auch Anm. 7 zum Konzept des Doing Gender.

den Spiegel, der uns vielleicht sagt, daß wir uns so den Augen der Außenwelt nicht zeigen sollten, woraufhin wir noch einige mehr oder weniger ausführliche kosmetische Behandlung folgen lassen. Der Blick von außen ist allgegenwärtig, aber eben auch nicht zu trennen von unserem leiblichen Erleben.⁶ Beim Blick in den Spiegel fühlen wir die kalten Fliesen an den Fußsohlen oder hören das Brummen des vorbeifahrenden Lastwagens. Vielleicht machen wir automatisch einen Schritt auf die Matte oder schließen das Fenster. Unsere Aufmerksamkeit liegt allerdings beim Spiegelbild und den Aktivitäten zur Herstellung des Bildes, das später den anderen im Büro, im Laden und der Familie präsentiert werden soll. Der Blick von außen ist die dominante Wahrnehmung, die leiblichen Wahrnehmungen bleiben im Schatten der Selbstverständlichkeit.

Im Text von der Küche ist dies anders: Hier gibt es keinen Blick von außen, der uns etwas über den objektiven Körper dieser Frau erfahren ließe: über ihr Aussehen, ihre Figur oder die Kleidung. Hier werden andere Wahrnehmungsmodi in den Vordergrund gestellt, die sonst in ihrer Selbstverständlichkeit unsichtbar und trivial bleiben.

Es ist eine Frau, die ihre Wahrnehmung hier schildert. Würde ein Mann anders wahrnehmen? Jeder Leib bzw. Körper wird als männlich oder weiblich wahrgenommen, jedenfalls in unserer Kultur, heutzutage. Die Einschränkungen machen deutlich, daß auch die Wahrnehmungen von Körper und Leib nicht unberührt von kulturellen, geschichtlich bedingten Einflüssen sind.

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Studien erschienen, die die Historizität von geschlechtlicher Leiblichkeit untersucht haben. Sie haben gezeigt, daß die gesellschaftlichen Bedeutungen erheblich sind, die sich im Leib verkörpern. Maßgeblich für unseren Kontext ist das Verständnis von zwei sich ausschließenden und qualitativ verschiedenen Geschlechtern. Wie veränderbar und jung diese Vorstellung ist, zeigt eindrücklich Thomas Laqueurs Studie *Auf den Leib geschrieben* (Laqueur, 1992). Laqueur zeichnet den Wandel von der antiken Vorstellung von einem Geschlecht zu der neuzeitlichen Unterscheidung von zwei Geschlechtern nach. Im antiken Verständnis werde von einem Geschlecht ausgegangen, das sich zweifach in weiblich und männlich ausprägt, im neuzeitlichen dagegen von zwei qualitativ verschiedenen Geschlechtern, die sich gegenseitig ausschließen.

Wie tief diese Vorstellung der scharf getrennten Zweigeschlechtlichkeit in unser körperliches Erleben eingeht, hat Gesa Lindemann in ihren ethnomethodologischen Studien zur Transsexualität herausgearbeitet (vgl. Lindemann 1993). Wer die Grenze zwischen den Geschlechtern überschreiten will, muß jede Geste, jeden Blick, jeden Schritt verändern, um als das andere Geschlecht wahrnehmbar zu werden. Und dabei geht es weniger um Kleidung oder Haartracht, sondern der ganze Habitus wird zum Zeichen für die Geschlechtsidentität. In dieser Studie wird an Hand von empirischem Material deutlich, wie sehr die Geschlechtlichkeit an die Sozialität von Menschen geknüpft ist und wie im

⁶ Unser Erleben und unsere Wahrnehmung sind in der Regel von der Außenperspektive auf uns als Körper geprägt. Unser Empfinden orientiert sich stärker an der Außenwahrnehmung auf den Körper als auf unsere leiblichen Gefühle und Wahrnehmungen. Wir nehmen unseren Leib als Körper, als Gegenüber von unserem Ich wahr. Ein gewichtiger Grund für diese Wahrnehmungsstruktur liegt in der Entwicklung des Körper- und Leibverständnisses seit Beginn der Neuzeit. Seitdem wurde der Blick auf den Körper als Blick auf den anderen Körper leitend für die gesellschaftlich privilegierten Wahrnehmungsmuster (vgl. *Böhme*, 1994).

Prozeß der Interaktion Geschlechtlichkeit immer wieder neu wirklich und wirksam wird.

Wie ist nun leibliche Geschlechtlichkeit auf diesem Hintergrund konkret zu verstehen? Geschlechtlichkeit ist durch gesellschaftliche Bedingungen geprägt, wie die Untersuchungen zur historischen Veränderung des leiblichen Geschlechtsempfindens zeigen. Aber die Bedeutung von leiblicher Geschlechtlichkeit ist nicht nur als Prägung von außen zu erfassen, vielmehr ist sie einem fortwährenden Prozeß der Veränderung unterworfen, an dem jede und jeder ständig aktiv beteiligt ist. So kann Geschlechtlichkeit in ihrer doppelten Dimension verstanden werden: Sie ist einerseits als konkreter Körper in einer bestimmten Zeit und Situation Bedingungen und Einflüssen unterworfen, andererseits ist mit der Dimension der leiblichen, lebendigen Bewegung ein Änderungspotential gegeben. Konkret gesprochen: Ich bin eine Frau und mein Körper wird als solcher von anderen wahrgenommen. In meinem Erscheinungsbild, meinen Gesten, meinem stimmlichen Ausdruck usw. verkörpere ich Frausein, das kann jede/r erkennen. Ich bin ein Geschlecht für andere. Gleichzeitig weiß ich, wie sich mein Frausein anfühlt und wie ich es ständig lebe und ausdrücke, aber ich kann letztlich nicht sagen, ob es bei anderen Frauen – auch wenn sie meinem kulturellen Kontext angehören – ganz genauso ist oder wie sich ein Männerleib von innen anfühlt. So vergegenwärtigt sich die Intentionalität der geschlechtlichen Leiblichkeit als mein Geschlecht.⁷

Das Verhältnis zu meiner eigenen leiblichen Geschlechtlichkeit und das Erleben, ein bestimmtes Geschlecht für andere zu sein ist eng und untrennbar im Leib verwoben. Aber beide Wahrnehmens- und Erlebensweisen sind nicht identisch, sondern es gibt einen Raum, einen Spielraum dazwischen.⁸ In der eigenen Wahrnehmung ist das 'sehen' und 'sehen als' nicht deckungsgleich. Aber einen reinen Seh-Akt zu separieren gelingt auch nicht mit einer noch so ausgefeilten wissenschaftlichen Methodik. Es sollte vielmehr darum gehen, dem 'Zwischen' Möglichkeiten des Ausdrucks zu geben, wobei die beiden Seiten der geschlechtlichen Wahrnehmung nicht als Gegnerinnen betrachtet werden sollten. Sich als Zentrum oder als anderen Körper wahrzunehmen, hat seine Fundierung in der unwillkürlichen, unaufhörlichen sinnlichen Wahrnehmung, ohne die jedwedes Erkennen unmöglich bleibt.

⁷ Aus diesem Verständnis von leiblicher Geschlechtlichkeit ergibt sich ein bestimmtes Verständnis von Geschlechtlichkeit, das am besten mit dem Begriff des 'doing gender' zu erfassen ist. In dem Konzept des Doing Gender, wie es in der angelsächsischen soziologischen Forschung entwickelt wurde, ist Geschlechtlichkeit im Prozeß zwischen den Akteuren und Akteurinnen verankert, wobei hier der Handlungsbegriff sehr weit gefaßt wird (vgl. *West / Zimmerman* 1987). Mit dem Konzept des Doing Gender wird der konkreten Leiblichkeit Rechnung getragen, weil keine abstrakten Definitionen von Mann- und Frau-Sein möglich sind, sondern ihre Bedeutungen nur in der konkreten vorfindlichen leiblichen Situation bestimmt werden können. Die Dynamik, die in dieser Begrifflichkeit eingefangen ist, kann die Wechselwirkung von eigenem Erleben, leiblichem Ausdruck und der Deutung dieses Ausdrucks durch andere erfassen. So kann das Konzept des Doing gender mit dem Verständnis der Ambiguität von leiblicher Geschlechtlichkeit präzisiert werden.

⁸ Ich schließe mich hier den feministischen Untersuchungen aus der historischen und phänomenologischen Forschung an und teile nicht die Sicht radikal-konstruktivistisch orientierter feministischer Theoriebildung, die von einer gänzlichen Bestimmung auch der leiblichen Geschlechtlichkeit durch gesellschaftliche Bedingungen ausgeht. Hier wird entsprechend der Leibbegriff nicht verwendet, zumal sinnliche Wahrnehmung und konkretes Erleben kaum thematisiert werden.

Welche Perspektiven dieses Verständnis von leiblicher Geschlechtlichkeit für eine feministisch orientierte Religionspädagogik birgt und wie Entrivialisierung als Methode dabei greifen kann, will ich im nächsten Abschnitt skizzieren.

Phänomenologisch orientierte Religionspädagogik und Entrivialisierung als feministische Perspektive

In meinen bisherigen Ausführungen habe ich versucht, Entrivialisierung in bezug auf die sinnliche Wahrnehmung zu präzisieren und phänomenologisch zu fundieren. Entrivialisierung wäre in diesem Sinne eine veränderte Wahrnehmung, die die Sinnlichkeit von leibhaftigem Erleben in den Mittelpunkt stellt. Diese Veränderung des Wahrnehmungsmodus geschieht durch die Störungen von Wahrnehmungsmustern, ohne diese je gänzlich verlassen zu können. Deutlich zeigt sich das in der Perspektive auf die leibliche Geschlechtlichkeit. Die geschlechtsspezifischen gesellschaftlichen Prägungen wirken in unsere Wahrnehmung und unser Erleben hinein, ohne sie je endgültig zu bestimmen. Die Bewegung in diesem Feld von möglichen Wahrnehmungen wird im Finden eines Ausdrucks für das leibliche Erleben kommunizierbar. Es erhält Realität für die Gemeinschaft und tritt damit auch in die Strukturen der Wertungen ein.

Auf dieser Basis werde ich nun religionspädagogische Überlegungen zur Entrivialisierung als Methodik anstellen. Dazu nehme ich die zu Anfang herausgestellten Anliegen der Entrivialisierung in bezug auf sinnliche Wahrnehmung auf: die Thematisierung der leiblichen Wahrnehmung, die Störung alltäglicher Routine durch unerwartete, sinnliche Wahrnehmung und die Suche nach Formen des Ausdrucks von bisher Unerhörtem und Trivialisierem. Die Verbindung zur Beschreibung der Küche von Yoshimoto soll meine Überlegungen konkretisieren.

Mein Leib als Wissen von Wirklichkeit

Wahrnehmungsfähigkeit als bildungstheoretische Voraussetzung im Verhältnis zu leiblicher Geschlechtlichkeit

Über den Wahrnehmungsbegriff ist in den letzten Jahren mehr und mehr praktisch-theologisch und auch religionspädagogisch nachgedacht worden.⁹ In der Religionspädagogik hat Peter Biehl den phänomenologischen Wahrnehmungsbegriff bildungstheoretisch und methodisch reflektiert und grundsätzliche Linien für eine Religionspädagogik als Wahrnehmungslehre markiert (vgl. Biehl, 1997). Er greift hierzu Erkenntnisse aus ästhetischen Theorien und phänomenologischer Wahrnehmungslehre auf. Ästhetik sei in ihrer ursprünglichen Bedeutung nämlich als 'aisthesis' im Sinne von Wahrnehmung von Welt und nicht nur von Kunst zu verstehen, ohne die phänomenologisch betrachtet jedwede Erkenntnis unmöglich ist. Indem Biehl die Verbindung von sinnlicher Wahrnehmung und Erfahrung gerade in bezug auf ästhetische Dimension von Bildung herausarbeitet, wird Wahrnehmung zu einem bildungstheoretisch bedeutenden Faktor.

⁹ Vgl. für die Praktische Theologie z.B. *Grözinger* (1995) oder *Failing / Heimbrock*, (1998). In der Religionspädagogik sei auf die neueren Arbeiten von *Biehl* (1998), *Heimbrock* (1998) oder *Zilleßen / Beuscher* (1998) verwiesen, die je auf spezifische Weise phänomenologische Fundierungen für die Religionspädagogik verarbeiten.

Biehl sieht sehr deutlich, daß bestimmte Wahrnehmungsmuster dominant sind und die Unmittelbarkeit der intentionalen Wahrnehmung von Leiblichkeit überdecken und stark einschränken. Biehl konstatiert als pädagogische Notwendigkeit:

„Die Wahrnehmungswelt ist in mühevoller Arbeit – auch durch das Abtragen von Vorurteilen – wiederherzustellen.“ (Biehl, 1997, 389).

Mit der Formulierung der ‘Wiederherstellung der Wahrnehmungswelt’ ist gemeint, daß Möglichkeiten der leiblichen Wahrnehmung eröffnet werden. Das Auseinanderdividieren der verschiedenen Wahrnehmungsweisen bleibt aber immer relativ, weil sich alle Wahrnehmung im und mit dem Leib vollzieht. Als Ort aller Wahrnehmung behält unser Leib immer auch die lebensweltliche Vertrautheit, die nie ganz aufzuheben ist. Hier liegt eine unhintergehbare Grenze unserer rationalen Erkenntnisfähigkeit (vgl. Waldenfels, 1998, 161).

Welche Veränderung bringt nun die feministische Perspektive auf Leiblichkeit, die in unserem kulturellen Kontext immer als entweder weiblich oder männlich wahrgenommen wird? Sie radikalisiert m.E. noch einmal die Grenze unseres Zugangs zu unserer selbstverständlichen unmittelbaren leiblichen Wahrnehmung, weil sie verdeutlicht, wie der Leib selbst verkörperte Kultur ist. Wir nehmen uns aufgrund von körperlichen Unterschieden auch leiblich anders wahr. Hier können die Überlegungen zur leiblichen Geschlechtlichkeit eine Religionspädagogik als Wahrnehmungslehre präzisieren und vertiefen, weil sie eine Einverleibung von Kultur aufgrund der Deutung bestimmter körperlicher Merkmale erkennbar werden läßt. Geschlechtlichkeit ist solch ein Merkmal, aber auch Rasse oder Alter. Sie bestimmen grundsätzlich unsere Wahrnehmung und vor allem die Wahrnehmung von uns und anderen als leibliche Menschen. Mit dem Augenmerk auf der Geschlechtlichkeit des Leibes wird somit auch die Wahrnehmung und das Erleben des eigenen Leibes zentral. Geht es in vielen Überlegungen zur ästhetischen Wahrnehmung und Bildung um die Wahrnehmung von Dingen außerhalb unseres Leibes, könnte sich die religionspädagogische Aufmerksamkeit durch die geschlechtsspezifische Perspektive auch auf die sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeiten des eigenen Leibes erweitern. Die Thematisierung des eigenen Leiberlebens könnte gerade für Mädchen und Frauen, aber auch für Jungen und Männer zur religionspädagogischen Aufgabe werden, die in der bildungstheoretischen Forderung nach Wahrnehmungsfähigkeit als Voraussetzung von Subjektivität gegründet ist (vgl. Biehl, 1997, 400).

Indem die Ich-Erzählerin in ‘Kitchen’ ihr Riechen, Fühlen und Spüren schildert, vergegenwärtigt sich eine andere Dimension der Küchenrealität. Durch die ungewöhnliche sinnliche Wahrnehmung wächst der Banalität der Küche eine religiöse Qualität zu, die sich dann in den Worten über ihr Sterben expliziert. Diese Wirklichkeit der Küche erschließt sich nur über die Wahrnehmung des Leibes als Zentrum ihrer sinnlichen Eindrücke. Das widerspricht der üblichen Trivialisierung von sinnlicher Wahrnehmung.

Unalltägliches kann im Alltäglichen (be)geistern

Das Stören von Wahrnehmungsmustern durch sinnliche Wahrnehmung als religiöse Dimension

Indem phänomenologische Ansätze verschiedentlich in der Religionspädagogik aufgenommen worden sind, hat sich das Verständnis von Religion als Störung verstärkt. Beispielsweise entfalten dies in sehr pointierter Weise Bernd Beuscher und Dietrich Zilleßen in ihrem Buch *Religion und Profanität* (Beuscher/Zilleßen, 1998). Als religionspädagogisches Programm propagieren sie eine Kultur des Experimentierens, der Bewegung und des Vorrangs der Störung. Ohne auf die vielfältigen Diskussionen um die Frage, wie Religion angemessen zu definieren sei, eingehen zu können, scheint mir die Dimension von Religion als Störung des Eingefahrenen, Alltäglichen im Zusammenhang von leiblicher Wahrnehmung und Enttrivialisierung bedenkenswert. Peter Biehl bringt das durchbrechende Moment von Religion religionspädagogisch auf den Punkt, wenn er schreibt:

„Die Religionspädagogik kann sich daher ... der Aufgabe zuwenden, neue, vielfältige Formen gelebter Religion als das Unalltägliche im Alltäglichen wahrzunehmen.“ (Biehl, 1998, 36; Herv.i.Orig.)

Die phänomenologische Herangehensweise sensibilisiert für die Störungen von bekannten Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern im Alltag selbst. Auch Praetorius setzt bei Störungen im Alltag an. Das wird in ihrer Gegenüberstellung von der Erarbeitung wissenschaftlicher Theorien und der Reproduktionsarbeit ebenfalls deutlich. Hier treffen zwei 'Alltage' aufeinander: am Schreibtisch sitzen, denken und schreiben und die Haus- und Erziehungsarbeit. Praetorius hebt auf die geschlechtsspezifische gesellschaftliche Wertung dieser beiden Lebenswelten ab, wobei die Trivialisierung der leiblichen Wahrnehmung nur ein untergeordneter Punkt ist. Die phänomenologische Perspektive verdeutlicht, wie in der Wahrnehmung selbst diese gesellschaftlichen Muster greifen, aber auch wie Spontaneität und vielfältige Wahrnehmungen als Momente im Alltag gegenwärtig sind. Die Heterogenität unseres Alltags, die in unserem leiblichen Gedächtnis verankert ist, birgt selbst Potentiale der Überschreitung.

Es scheint auch für die Religionspädagogik eine wichtige Aufgabe, gerade Mädchen aber auch Jungen Möglichkeiten der neuen, anderen Wahrnehmung von sich und ihrer Umgebung als Voraussetzung zur Ent-trivialisierung ihrer leiblichen Wahrnehmung zu eröffnen. Diese Störungen im Alltäglichen können als Ort gelebter Religion in den Blick kommen. Dafür ist es allerdings nötig, gelebte Religion jenseits kirchlich oder theologisch normierter Verengung zu verstehen, sondern einen offenen Religionsbegriff zu Grunde zu legen (vgl. z.B. Failing / Heimbrock, 1998).

Wenn von Religion als Durchbrechung gesprochen wird, wird als Anlaß häufig etwas Negatives angenommen. Der Schock, das Erschrecken, das Befremden und auch das Leiden sind zentrale Moment der Störung (z.B. Beuscher/Zilleßen, 1998). Auch Praetorius' theologische Überlegungen zur Motivation und zum Anlaß zur Enttrivialisierung gehen in diese Richtung (vgl. Praetorius, 1995, 64). Ist doch das Leiden an den Strukturen der Trivialisierung ein Hauptmoment, den Prozeß der Enttrivialisierung in Gang zu setzen.

Ist damit die Küchenschilderung als Ausdruck von Enttrivialisierung unpassend? Hier ist doch ein angenehmes und positives Erleben der Ausgangspunkt einer anderen Wahrnehmungsweise und des Störens der Wahrnehmungsroutine und ihrer gesellschaftlichen Wertungen. Wie vorne schon aufgeführt, schreibt Banana Yoshimoto: „... an einem Ort, an dem man kochen kann, da geht's mir gut. ... auch für wahnsinnig schmutzige Küchen kann ich mich begeistern.“ (Yoshimoto, 1994, 9) Hier ist von Begeisterung die Rede, die die Protagonistin erfüllt, wenn sie in eine Küche kommt. Ich will den Text nicht überstrapazieren, doch scheint er auf die Möglichkeit einer pneumatologischen Interpretation des Alltags hinzudeuten, die auch religionspädagogisch interessant sein kann. Leibliche und sinnliche Wahrnehmung ist auch mit Lust an der eigenen Leiblichkeit und ihrer sinnlichen Wahrnehmung verbunden. Hier wären Gedanken von W.E. Failing zu vertiefen, der Perspektiven auf die pneumatologischen Qualitäten der leiblichen Bewegung für die praktische Theologie und Religionspädagogik eröffnet hat (vgl. Failing / Heimbrock, 1998). Die Ergänzung eines solchen theologischen Aspekts in bezug auf das religiöse Moment der Durchbrechung scheint mir wiederum gerade auch aus geschlechtsspezifischem Blickwinkel besonders wichtig. Haben christliche Traditionen zur Normierung, Disziplinierung und Moralisierung gerade des weiblichen Körpers doch beigetragen und sind auch heute noch wirksam, teilweise in säkularer Form (vgl. Ammicht-Quinn, 1997). So weist hier die feministische Perspektive auf die Hierarchisierung und Wertung von Leiberleben und Wahrnehmungen hin, wie sie in der Religionspädagogik bislang nicht thematisiert wurde. Die Methode der Enttrivialisierung bietet hier eine wichtige Präzisierung, wie gerade auch religionspädagogisch diesen hierarchisierenden Wertungen entgegengearbeitet werden kann.

Vom Bilden der leiblichen Sprache

Leibliches Erleben und sinnliche Wahrnehmung zum Ausdruck bringen

Nachdem ich versucht habe, die religionspädagogischen Überlegungen zur Wahrnehmung mit einer feministischen Perspektive auf leibliche Geschlechtlichkeit zu erweitern und zu präzisieren, soll es jetzt um einen zweiten methodischen Schwerpunkt der Enttrivialisierung gehen, indem das Erlebte zum Ausdruck gebracht werden soll.

Praetorius geht es vor allem um den sprachlichen Ausdruck in Textform, sei es das Niederschreiben im Heft neben dem Kochtopf oder sei es die Schilderung der Küche. Weil ihr Schwerpunkt auf der Enttrivialisierung als Methode der Forschung liegt, ist diese Favorisierung des geschriebenen Textes verständlich, aber gerade in bezug auf leibliche Wahrnehmung zu eng. Deshalb verwende ich den Begriff Ausdruck, weil damit auch körperlicher Ausdruck, z.B. in Form von Gesten gemeint sein kann.

Obwohl im Zusammenhang mit dem Stichwort 'ganzheitliches Lernen' in letzter Zeit den didaktischen und methodischen Möglichkeiten der Körperlichkeit der SchülerInnen im RU vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt worden ist (z.B. Rendle u.a., 1996 oder Buck, 1997), fehlt die Thematik der Geschlechtlichkeit fast gänzlich. Es wird mehrheitlich eine Art neutrale leibliche Wahrnehmung zu Grunde gelegt. Daß Kinder, Jugendliche und Erwachsene sich selbst geschlechtlich erleben und auch körperlich von den anderen so wahrgenommen werden, scheint nicht von Bedeutung für die Ge-

staltung religiöser Lernprozesse zu sein, die mehrheitlich in gemischtgeschlechtlichen Gruppen ablaufen.

Ich möchte noch ein letztes Mal auf die Schilderung der Küche bei Yoshimoto zu sprechen kommen: Mit dem Beschreiben ihrer unalltäglichen sinnlichen Wahrnehmung kommt es zu einem neuen Ausdruck von Lebenssinn. In diesem Text von der Küche kann in dieser Schilderung Qualitäten eines religiösen Symbols der Beheimatung gesehen werden. Die Ich-Erzählerin sieht ihrem Sterben „furchtlos“ entgegen, wenn sie dabei nur in einer Küche wäre. Diese Symbolisierung von religiösem Erleben hat mit christlicher Symbolik und, soweit ich sehe, auch mit Zen-Buddhismus oder anderen positiven Religionen zunächst nichts gemein. Vielleicht kann die Enttrivialisierung auch dazu anregen, zunächst einmal scheinbar noch so abgelegene und fremd erscheinende Formen des Ausdrucks von Sinn und gelebter Religion stehen zu lassen. Die Möglichkeit ist ernst zu nehmen, daß die Küche als Symbol den Zugang zu einem Gefühl kosmischer Einbettung oder eines bedingungslosen Gehaltenseins eröffnet, das durch tradierte Symbolisierungen für manche bislang nicht gegeben war. Erst in einem zweiten Schritt wäre dann die tradierte Symbolik einzubringen, die sich auch an den Qualitäten der individuellen Ausdrucksweise messen lassen müßte und umgekehrt. In einer solchen Herangehensweise können gerade auch geschlechtsspezifische Abwertungen und Hierarchisierungen von sinnlicher Wahrnehmung hervortreten, die vorher verdeckt waren.¹⁰ Das wäre methodisch ein Schritt, sinnliche Wahrnehmung leiblicher Geschlechtlichkeit und ihre inhärenten Momente von Sinngebung religionspädagogisch einzuholen.

Mehr Raum für unerhörte Töne

Zusammenfassung

Wie ich versucht habe zu zeigen, kann sich die Methode der Enttrivialisierung auch auf leibliche Wahrnehmung beziehen. Wird das leibliche Erleben und Wahrnehmen in den Mittelpunkt gestellt, werden zwei methodische Schritte der Enttrivialisierung wichtig: zum einen die Sensibilisierung für Störungen von eingeschliffenen Wahrnehmungsmustern und zum anderen die Aufforderung leibliches Erleben auszudrücken und zu benennen. Mit einer solchen Betrachtungsweise der Enttrivialisierung wird es möglich, das Konzept von Praetorius in einen phänomenologischen Denkkontext zu stellen. Sie selbst greift bei der Entwicklung von Enttrivialisierung auf keine bestimmte Theorietradition zurück. Mit der phänomenologischen Perspektive wird deutlich, daß nicht nur die Gegenstände unserer Wahrnehmung, sondern auch leibliche Wahrnehmung selbst trivialisiert wird. Bestimmte Wahrnehmungsweisen sind qua gesellschaftlicher Strukturierung marginalisiert, der Blick von außen ist maßgeblicher als die anderen Sinne und das eigenleibliche Empfinden. Allerdings fließen sie in unserem alltäglichen Leben zu einer einzigen leiblichen Wahrnehmung zusammen. Der Leib gewährleistet die Einheit der Wahrnehmung und der Sinne. Die verschiedenen Ausprägungen

¹⁰ Hier wären gestalttheoretische Ansätze heranzuziehen, um Leib als Ausdruck genauer fassen zu können (vgl. z.B. *Weizsäcker*, 1950). Im feministisch-theologischen Kontext hat Elisabeth Moltmann-Wendel den geschlechtsspezifischen Aspekt von leiblichem Ausdruck angesprochen (*Moltmann-Wendel*, 1994, 134).

von Wahrnehmung haben ihren Grund in der doppelten Struktur von Leib, die sich auch auf das Phänomen der leiblichen Geschlechtlichkeit ausdehnt. Der objektive Körper, der das Erscheinungsbild meint, dominiert die Wahrnehmung und der phänomenale Leib bleibt nicht nur unbemerkt, sondern auch unmaßgeblich. Diese Kluft zwischen den zwei möglichen Wahrnehmungsweisen von Leib zeigt sich beim Phänomen der leiblichen Geschlechtlichkeit noch einmal verschärft, insofern für Frauen ihr körperliches Erscheinungsbild oft Maßstab für das Erleben ihres eigenen Leibes ist.

Mit dem feministischen Blick wird die gesellschaftliche Hierarchisierung deutlich, die in den phänomenologischen Überlegungen teilweise nur am Rande thematisiert wird. Die Entrivialisierung gibt dabei wichtige methodische Impulse. Einmal indem sie den Frauenalltag als Möglichkeit begreift, wo Veränderung beginnt und zwar in den Störungen und Heterogenitäten, die dieser Alltag birgt. Zum anderen indem sie auffordert, die ungewöhnlichen Erlebensweisen auszudrücken. Zu lernen, dem leiblichen Erleben Ausdruck zu verleihen, ist in unserer Wahrnehmungskultur besonders für Mädchen und Frauen, aber auch für Jungen und Männer ein wichtiges religionspädagogisches Anliegen. Damit kann eine Möglichkeit eröffnet werden, individueller Sinnbildung und religiösem Erleben Geltung zu verschaffen.

Religionspädagogisch heißt das, Anregungen und Raum zu geben, die körperlichen Gesten und Zeichen, die das Fühlen, Riechen, Schmecken, Tasten und das ganze atmosphärische Empfinden ausdrücken und nicht dem normierenden Blick einer gesellschaftlich sanktionierten Ästhetik nachzueifern. Eine Vernachlässigung der Geschlechtsspezifität hat zur Folge, daß grundlegende Strukturierungsmuster leiblicher Wahrnehmung unbeachtet bleiben, aber trotzdem den Lernprozeß maßgeblich mitbestimmen. Es gilt deshalb im besonderen, Mädchen und Frauen zu ermuntern, das bisher Verschwiegene zu äußern, ohne glauben zu wollen, damit jegliche gesellschaftliche Norm überschreiten zu können. Im Gegenteil, es ist ein leises Tönen, das sich im Medium der gesellschaftlich gebildeten Stimme ausdrückt. Auch wenn manchem das als selbstverständliche Hintergrundmusik zu trivial und im Rahmen rein kirchlich normierter Religion gar unerhört erscheint, sollte es sich doch in einer feministisch orientierten Religionspädagogik Gehör verschaffen können.

Literatur

- Ammicht-Quinn, Regina: Körperdiskurs, Religion und Sexualität. Überlegungen zur Neusituierung der theologischen Anthropologie und Ethik der Geschlechter. Habil. masch. Tübingen 1997.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt 1990.
- Beuscher, Bernd/Zilleßen, Dietrich: Profanität und Religion. Entwurf einer profanen Religionspädagogik. Weinheim 1998.
- Biehl, Peter: Wahrnehmung und ästhetische Erfahrung: Zur Bedeutung ästhetischen Denkens für eine Religionspädagogik als Wahrnehmungslehre. In: Gelebte Religion. Im Brennpunkt praktisch-theologischen Denkens und Handelns. Hrsg. von Albrecht Grözinger und Jürgen Lott. Rheinbach-Merzbach 1997, 380-411.
- Biehl, Peter: Der phänomenologische Ansatz in der deutschen Religionspädagogik. In: Religionspädagogik und Phänomenologie. Von der empirischen Wende zur Lebenswelt. Hrsg. von H.-G. Heimbrock. Weinheim 1998, 15-46.
- Böhme, Gernot: Anthropologie in pragmatischer Sicht. Frankfurt/M. 41994.

- Buck, Elisabeth: *Bewegter Religionsunterricht. Theoretische Grundlagen und 45 kreative Unterrichtsentwürfe für die Grundschule.* Göttingen 1997.
- Failing, Wolf-Eckhart/Heimbrock, Hans-Günter: *Gelebte Religion wahrnehmen. Lebenswelt – Alltagskultur – Religionspraxis.* Stuttgart u.a. 1998.
- Gabriel, Marcel: *Sein und Haben.* Paderborn, 1954.
- Grözinger, Albrecht: *Praktische Theologie als Kunst der Wahrnehmung.* Gütersloh, 1995.
- Heimbrock, Hans-Günter (Hrsg.): *Religionspädagogik und Phänomenologie. Von der empirischen Wende zur Lebenswelt.* Weinheim 1998.
- Schmitz, Hermann: *System der Philosophie. Bd. 2,1: Der Leib,* Bonn, 1965.
- Lindemann, Gesa: *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl.* Frankfurt/M. 1993.
- Rendle, Ludwigh u.a.: *Ganzheitliche Methoden im Religionsunterricht. Ein Praxisbuch.* München 1996.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung.* Berlin 1966.
- Moltmann-Wendel, Elisabeth: *Mein Körper bin ich. Neue Wege zur Leiblichkeit.* Gütersloh 1994.
- Moltmann-Wendel, Elisabeth/Praetorius, Ina: *Art. Körper der Frau/Leiblichkeit.* In: *Wörterbuch der Feministischen Theologie* Hrsg. von Elisabeth Gössmann u.a. Gütersloh 1991, 219-224.
- Praetorius, Ina (1995a): *Nicht trivial noch sentimental. Ein Versuch über Ent-Trivialisierung als Methode der Frauenforschung.* In: dies., *Skizzen zur feministischen Ethik.* Mainz 1995, 58-65.
- Praetorius, Ina (1995b): *Ist es der Geist, der sich den Körper baut? Über die androzentrische Ordnung hinausdenken.* In: *Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Zur Ethik der Geschlechterdifferenz.* Hrsg. von Helga Kuhlmann. Gütersloh 1995, 222-231.
- Laqueur, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud.* Frankfurt/M. 1992.
- Waldenfels, Bernhard: *Phänomenologie in Frankreich.* Frankfurt 21998.
- Weizsäcker, Viktor von: *Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmung und Bewegung.* Stuttgart 1950.
- West, Candance/Zimmerman, Don H.: *Doing Gender.* In: *Gender and Society*, vol. 1, no. 2, 1987, 125-151.
- Yoshimoto, Banana: *Kitchen.* Zürich 1992.